Zeitschrift: Neue Pestalozzi Blätter : Zeitschrift für pädagogische Historiographie
Herausgeber: Pestalozzianum
Band: 4 (1998)
Heft: 2

Buchbesprechung: Besprechungen

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Stabilität des Kanons – pädagogische Diskurse als Bekenntnisse

Das Ergebnis unserer Untersuchungen ist sicher – wenigstens für uns, die sie durchgeführt haben – überraschend. Es wurde sichtbar, wie in der historischen Herausbildung der modernen Pädagogik stabil ein Kult, ein Topos, an dem Bekenntnisse abgelegt werden, in die Architektur der Diskurse eingebaut wurde. Das ist die Funktion des Kanons. Dies betrifft nicht nur die Ebene der öffentlichen Auseinandersetzung, sondern alle andern Ebenen bis zur Wissenschaft, wie sie sich universitär zu etablieren vermochte.

Dieses Datum zu verstehen, die Reichhaltigkeit des neuerarbeiteten Materials zu nützen, mit andern pädagogisch-historischen und -systematischen Daten zu verknüpfen, ist eine Herausforderung für die pädagogische Forschung[14], auch jenseits des Kanons zu forschen. Dass damit der Kult verschwinden wird, ist unwahrscheinlich. Ebensowenig ist zu erwarten, dass damit pädagogische Diskurse generell bekenntnisfrei werden. Aber immerhin sollte es möglich werden, Wissenschaft jenseits von beiden zu betreiben, die Geschichte der neueren Pädagogik nicht weiterhin dem Kanon zu subordinieren, sondern sie distanziert zu untersuchen und zu koordinieren, und damit die Anschlussfähigkeit der Pädagogik an andere moderne Wissenschaften zu erhöhen. Das "public savant" könnte auch in diesem Bereich der Pädagogik-Geschichte – wie in der Geschichte der Antiken Pädagogik von Marrou, die eingangs zitiert wurde – Interesse an einer Darstellung haben, die neue Forschungsdaten verarbeitet.

1 Marrou, Henri-Irénée: Histoire de l'Education dans l'Antiquité. Paris 1948, S. 15.
2 Raumer, Karl von: Geschichte der Pädagogik. Bd. 1. 2. Auflage, Stuttgart 1846, S. 62.
3 ebd. S. 364-478.
4 ebd. S. 475.
5 Eisler, Rudolf: Wörterbuch der philosophischen Begriffe. 2. Band, Berlin 3. Auflage 1910, S. 969.
6 Leibniz, Gottfried Wilhelm: Hauptschriften zur Grundlegung der Philosophie. Bd. II, Hamburg 3. Aufl. 1966, S. 130.
7 Crombrugge, Hans Van: Wie lässt sich Wirkungsgeschichte so gut wie möglich erzählen? Abendstunde eines Aussenseiters. In: Neue Pestalozzi-Blätter, 4. Jg., H 1, 1998, S. 22.
8 Ebda. S. 19.
9 Jacques Le Goff weist in seiner Biographie Ludwig des Heiligen auf dieses zentrale Problem wissenschaftlich historischer Biographik hin, und erklärt, warum bis anhin in seiner Forschung die Gattung der Biographie ohne abwertende Attitüde eher der Literatur überlassen wurde (Le Goff, Jacques: Saint Louis. Paris 1996, S. 14-15).
10 Aschheim, Steven E.: Nietzsche und die Deutschen. Karriere eines Kults. Stuttgart 1996.
11 Van Crombrugge, op. cit. S. 19.
12 Ich benütze hier die Terminologie, die Le Goff (op. cit.) für die Auseinandersetzung über die historiographische Gattung der Biographie benützt.
13 ebda. S. 16.
14 Ich bringe die Durchsetzung des Pestalozzi-Kultes in der schweizerischen Pädagogik im ausgehenden 19. Jahrhundert unter anderem mit der Umorientierung des Liberalismus auf integristischere Gesellschafts- und Staatskonzeptionen in Zusammenhang. Schule und Öffentlichkeit sollen der Auseinandersetzung entzogen und für die Sakralisierung der nationalen Einheitlichkeit genützt werden. Wenn Van Crombrugge solche Interpretationen als Abgleiten der historischen Forschung in Weltanschauung empfindet (S. 16), so stört mich das nicht, interessant wäre dann allerdings, einen alternativen Interpretationsansatz von ihm kennenzulernen. Dass die Öffentlichkeit der Schule bis heute in der Schweiz ein virulentes Thema geblieben und unterdessen auch in andern Ländern geworden ist, das wenig Sakralität verträgt, ist ebenso ein historisches Datum. Wenn ich dieser Entwicklung erfreut gegenüber stehe und denke, dass pädagogische Wissenschaft ihr nicht fern bleiben soll, so mag das tatsächlich meine weltanschauliche Stellung markieren.

Besprechungen

Bettina Volz-Tobler: Rebellion im Namen der Tugend. 'Der Erinnerer' – eine Moralische Wochenschrift 1765-1767

■ Simone Zurbuchen

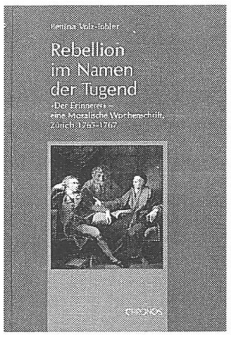
Obwohl der 'Erinnerer' – das Organ der kritischen Zürcher Jugend, an dem neben den Herausgebern J.C. Lavater und J.H. Füssli auch Pestalozzi beteiligt war – nur in drei Jahrgängen erscheinen konnte, bevor er von der Obrigkeit verboten wurde, scheint er eine Art Schlüsseldokument zum Verständnis des Zürcher Patriotismus im 18. Jahrhundert darzustellen. Diesen Eindruck vermittelt die vorliegende Studie, in der Bettina Volz-Tobler die verschiedenen Beiträge der Moralischen Wochenschrift nicht nur vorstellt, sondern auch die Diskussionszusammenhänge, in denen sie stehen, gründlich und sorgfältig ausleuchtet. Nach einem Einleitungskapitel, in dem sie Fragen der Herausgeber- und Verfasserschaft klärt und das Verhältnis der Zeitschrift zu den patriotischen Gesellschaften bestimmt, mit denen sie öfter in Verbindung gebracht wurde, geht sie in fünf Kapiteln den verschiedenen literarischen, politischen und pädagogischen Aspekten des zürcherischen Tugenddiskurses nach.

Aus der Fülle von Zusammenhängen, die sie rekonstruiert und kommentiert, seien hier beispielhalber

zwei genannt. Ausgehend von einem Beitrag 'Über die natürliche Zärtlichkeit des Herzens', den der 'Erinnerer' aus einer deutschen Zeitschrift übernahm, weist sie nach, welche Rolle die Rezeption der schottischen "moral sense"-Theorie in der Konzeption von Zärtlichkeit und Mitleid spielte, die zur Grundlage des von Lavater vertretenen philanthropischen Patriotismus wurden. Der erwähnte Beitrag stammt von Johann Joachim Spalding, der Shaftesburys 'The Moralists' und 'An Inquiry concerning Virtue or Merit' ins Deutsche übersetzte und deshalb als "Wegbereiter der schottischen Tugendlehre auf dem Kontinent" (S. 104) gilt. Anhand von Spaldings 'Betrachtung über die Bestimmung des Menschen' und Moses Mendelssohns 'Briefe über die Empfindungen' weist die Autorin nach, wie die "moralische Empfindung" in die Systematik der Leibniz-Wolffschen Psychologie integriert und als eine Art Mittelglied zwischen dem vernünftigen und dem leiblichen Menschen etabliert wurde. Auf dieser Grundlage konstituierte sich das Tugendideal der philanthropischen Erziehung, das auch im 'Erinnerer' propagiert wird: die Zöglinge sollen weder zu kalten Vernünftlern noch zu kraftlosen Schwärmern, sondern zu einem "gefühlvollen Charakter" herangebildet werden. Die Orientierung an der englischen Literatur spielte aber auch im Hinblick auf den historisch-politischen Patriotismus, den der Rousseau-Anhänger Füssli im 'Erinnerer' vertrat, eine entscheidende Rolle. Angeregt durch die in französischer Übersetzung vorliegenden 'Discours historiques, critiques et politiques sur Tacite' von Thomas Gordon verfasste Füssli 'Zwey Proben einer Übersetzung des Tacitus', die in Auszügen zusammen mit einer Rede über 'Die Pflichten der Bürger' im 3. Jahrgang der Zeitschrift abgedruckt wurden. Dem Vorbild Gordons folgend, propagierte Füssli Tacitus als grossen Ankläger der Tyrannei und Verteidiger der Republik. Mit ihm warf er der Zürcher Obrigkeit den Verrat an der ehrwürdigen republikanischen Tradition vor.

Die radikale Stossrichtung, die im 3. Teil des 'Erinnerers' eingeschlagen wurde, war – so lautet die These, welche die Autorin im Schlusskapitel vertritt – der Grund dafür, dass die Zeitschrift verboten wurde, als sie für das eben heimlich in Umlauf gebrachte 'Bauerngespräch' Partei ergriff. Die Schlussfolgerung des sokratisch argumentierenden Bauern, dass er sich nicht an der von Zürich geplanten militärischen Intervention in Genf beteiligen werde, weil Waffengewalt dem Sinn einer "Mediation" zwischen den Parteien widerspreche, wurde von der Obrigkeit nicht mehr toleriert.

Obwohl Volz-Tobler die verschiedenen Aspekte des Patriotismus im einzelnen sorgfältig beschreibt, gelingt es ihr nicht ganz, diese abschliessend auf einen begrifflichen Nenner zu bringen. So wird zwar deutlich, dass im 'Erinnerer' sowohl der philanthropische Patriotismus der Helvetischen Gesellschaft als auch der historisch-politische Patriotismus Bodmers präsent waren. Aber die schwankende Terminologie, die sie zu deren Beschreibung verwendet, und ihre Unschlüssigkeit, zwischen zwei oder drei Arten des Patriotismus zu unterscheiden (vgl. z.B. S. 46-48 und S. 236-38), deuten auf eine gewisse Unsicherheit in der politischen Verortung des 'Erinnerers' hin. Eine vertiefte Auseinandersetzung mit Rolf Grabers These, wonach der philanthropische Patriotismus als "Ideologie des aufgeklärten Patriziats" fungierte, den die Jungendbewegung mit ihrem radikalisierten Tugendbegriff kritisch unterlief, hätte hier Klärung schaffen können.



Bettina Volz-Tobler: Rebellion im Namen der Tugend. 'Der Erinnerer' – eine Moralische Wochenschrift 1765-1767. Zürich: Chronos 1997.

Almut Veidt: Ganzheitlichkeit – eine pädagogische Fiktion? Zur Polarität von Element und Ganzheit bei Johann Heinrich Pestalozzi

■ Petra Korte

Ist "Ganzheitlichkeit eine pädagogische Diktion" oder nicht? Wer in Almut Veidts Studie eine Antwort auf diese Frage sucht, wird enttäuscht. Auch über das im Untertitel der Studie benannte Verhältnis von "Element und Ganzheit" im Werk Pestalozzis ist nicht viel zu erfahren.

Die Einleitung (S. 1-8), die den Problemaufriss der Studie darstellt, ist begrifflich undeutlich und methodisch unscharf, verweist auf die unterschiedlichsten Ebenen und Problemstellungen und grenzt den Untersuchungsgegenstand der Studie nicht deutlich ein. Zwar wird Ganzheitlichkeit als ein Hauptthema von Theoriebildung angegeben, aber die Arbeit kommt auf die in der Einleitung aufgeworfene Problemstellung nicht mehr zurück. Eine Verbindung zwischen den skizzierten ausserpädagogischen Theorien (System und Quantentheorie u.a.m.) und pädagogischer Theoriebildung wird genauso wenig hergestellt wie zwischen der zeitgenössischen pädagogischen Diskussion um "Ganzheitlichkeit" und der "Ganzheit bei Johann Heinrich Pestalozzi".

Ihr Thema formuliert Almut Veidt als den Versuch, "Ganzheitlichkeit in der Pädagogik anhand von Texten Johann Heinrich Pestalozzis (1746-1827) und der darin beschriebenen Anthropologie und Pädagogik zu rekonstruieren" (S. 4). Diesem Anspruch kommt Veidt insofern nach, als sie in den überzeugendsten Passagen der Arbeit Pestalozzis Anthropologie und Bildungstheorie sehr eigenständig darstellt.

Die Autorin orientiert sich, wie sie erläutert, "an hermeneutischen Verfahren" und an der "dokumentarischen Methode". Allerdings weist sie diesen dokumen-

tarischen Ansatz nicht klar aus. So entsteht der Eindruck, dass darunter ein Konglomerat aus biographischen, historischen, soziologischen, philosophischen, politischen und philologischen Argumentationselementen zu verstehen ist.

Im Kapitel 'Ganzheitlichkeit in der Bildungstheorie Pestalozzis' (S. 9-41) thematisiert Veidt Schriftstellertum und Schreiben Pestalozzis sowie das Verhältnis von Leben und Werk. Über die "Ganzheitlichkeit in der Bildungstheorie Pestalozzis" erfährt man allerdings nichts, und auch der Begriff "Bildungstheorie" wird nicht näher erläutert.

Vom Kapitel "Die Frage nach dem Menschen" (S. 42-147) an gibt es anthropologisch und bildungstheoretisch feinsinnige Interpretationen der 'Nachforschungen' und anderer Schriften. Die Verfasserin gelangt dabei zu einem originellen Interpretationsansatz, vor allem dort, wo sie das Konzept der Sittlichkeit in den 'Nachforschungen' mit der Mutter-Kind-Beziehung, wie sie Pestalozzi in 'Über Sinn und Sprache des Gehörs' entfaltet. Sie hat dabei zu Recht die sprachliche Dimension des Problems der Sittlichkeit als wichtigen Interpretationsaspekt hervorgehoben. Dieser Abschnitt ist das eigentliche Kernstück der Studie.

Im sehr ausführlichen Kapitel 'Das Prinzip des Elementaren und die pädagogische Ganzheit' (S. 148-304) sind die Analysen Veidts zur Methode recht scharfsinnig. Überflüssig hingegen erscheinen die biographischen Ausführungen, da der biographische Ansatz längst bekannte Fakten zur Lebensgeschichte mit Theoriebildung verquickt. Hier zeigen sich noch einmal deutlich die methodologischen Schwächen der Arbeit.

Die Studie kann jedoch Pestalozzi-Lesern, die sich informieren wollen, um ein bestimmtes Problem-Niveau seines Denkens zu erfassen, durchaus empfohlen werden. Die überzeugenden Teile der Arbeit liegen in den Passagen zu den Themen Sprache und Sprachentwicklung, Schriftlichkeit und Mündlichkeit, Mutter-Kind-Beziehung, Sittlichkeit, zum Bildungsverhältnis und zur Liebe als dem Kern Pestalozzischer Bildungstheorie.

Wie bereits erwähnt, bleibt das Thema Ganzheitlichkeit, der im Titel formulierte Gegenstand der Studie, bis zuletzt unklar. Der Begriff selbst wird an keiner Stelle definiert, sondern vorausgesetzt. Häufig erscheint er synonym zu "Ganzheit". Es gibt keinen begriffs- oder philosophiegeschichtlichen Exkurs, auch keine Abgrenzung zu Begriffen wie z.B. dem "Allgemeinen". Die wenigen Beschreibungsversuche bleiben undeutlich und führen zu tautologischen Schlüssen, etwa wenn behauptet wird: "Ganzheit ist ... für Pestalozzi ... der Sprung von der Polarität hin zur Ganzheit." (S. 127) Auch das folgende Beispiel umspielt die Leitkategorie der Arbeit in tautologischem Sinn: "Ganzheit ist bei Pestalozzi keine periphäre Grösse, sondern immer die zentrale Ganzheit, der Mensch, der erzogen wird, der erzieht oder die Ganzheit, die lernt, gebildet wird u.s.w. Insofern kann der Terminus gleichzeitig Mittel und Ziel der verschiedenen Tätigkeiten bezeichnen; er ist so strukturiert, dass sich durch ihn eine Pluralität beliebig in eine Singularität verwandeln lässt. Pestalozzi versucht, durch diese Art des Ganzheitsverständnisses ein Ganzes zu einem über die Einzelteile erfassbaren Ganzen (z.B. die Elementarmethode) zu machen." (S. 308) Unergiebig erscheint, da es sich um den einzigen Erläuterungsversuch dieser Art in der Arbeit handelt, die Erklärung von "Ganzheitlichkeit" als einer "Form von Polarität": "Ganzheitlichkeit bei Pestalozzi erscheint ... als eine besondere Form von Polarität von Sinnlichkeit und Sittlichkeit, Anschauung und Element und als Liebe zum Kind als ein spezielles pädagogisches Verhältnis." (S. 306)

Es verwundert vor diesem Hintergrund nicht, dass auch das Resümee (S. 305-311) eher neue Fragen aufwirft als die Ausgangsproblematik schlüssig zusammenfasst. Der Schlussteil gerät beinahe zu einer neuen Einleitung. Veidt kompiliert auf wenigen Seiten altbekannte Fakten: über Wohnstubenerziehung, die Differenz von Erziehung und Bildung, die sie nirgendwo wirklich klar beschrieben hat, über die Widersprüchlichkeit des Pestalozzischen Werkes, über den historischen Kontext usw.

Es sei erlaubt, weitere Stärken und Schwächen der Arbeit kurz zu benennen. Stilistische Schwächen fallen besonders auf, vor allem wenn Bezüge durch den inflatorischen Gebrauch des Pronomens "dieses" unklar bleiben und so manche Gedankensprünge kaschiert werden. Es gibt ferner viele Grammatik- und Druckfehler; das Buch wurde offenbar vor der Drucklegung völlig unzureichend redigiert. Exkurse sind nicht als Exkurse gekennzeichnet. Soziologische, historische, philosophische Argumentationen wechseln ständig. Die Autorin – um die Stärken der Arbeit zu benennen – erweist sich, wie die Auseinandersetzung mit der Sekundärliteratur zeigt, als sehr belesen und informiert. Auch die nicht-pädagogische Sekundärliteratur ist gut einbezogen (z.B. Kittler und Starobinski). Eine besondere Stärke der Arbeit ist ausserdem die fundierte Primärkenntnis bei Pestalozzi und die Auswahl aussagekräftiger Textstellen und Zusammenhänge und originelle Blicke und Ansätze im Detail.

Almut Veidt: Ganzheitlichkeit – eine pädagogische Fiktion? Zur Polarität von Element und Ganzheit bei Johann Heinrich Pestalozzi. Wuppertal 1997. 330 Seiten. Dissertation FU Berlin.

Daniel Winter: Ein Fest für Pestalozzi, ein Fest der Nation oder: die Inszenierung des Pädagogischen: Schweizer Pestalozzifeiern zwischen Zivilreligion, Nationalpädagogik und Identitätsstiftung

■ Felix Bürchler

Winter geht in seinem Buch der Frage nach, was die Nachwelt aus Pestalozzi gemacht hat. Er untersucht anhand der drei Jubiläen von 1896, 1927 und 1946, wie das Pestalozzibild ausgesehen hat und warum es in dieser Art gepflegt wurde. Daraus leitet er eine Vielzahl von Folgefragen ab, die um die These der zivilreligiösen Nutzung der Figur Pestalozzis kreisen.

Diese These findet sich bereits bei Osterwalder 1996[1] und in verschiedenen Artikeln von Winter, die er seit 1995 publizierte.[2] Von diesem Standpunkt her gesehen bietet das Buch nicht viel Neues: "Der Gefeierte (...) die Legende und die Heldenfigur (...) und der Anlass (...) das Jubiläum (...) wurden Bestandteil einer nationalen Zivilreligion"[3], so Winter 1996.

Dafür, dass der Begriff der Zivilreligion für die Arbeit Winters von zentraler Bedeutung ist, wurde die Begriffsdiskussion sehr kurz gehalten: In der Einleitung des Buches werden neben einem kurzen Bezug auf den Ursprung des Begriffes bei Rousseau fünf zeitgenössische Definitionsversuche vorgestellt, die von Winter aber kaum diskutiert werden. Es bleibt unklar, ob der Begriff, wie übrigens auch andere, nach dem aktuellen Verständnis oder wie in der Zeit der Jubiläen verwendet wird. Der Begriff ist wage und mehrdeutig und wird auch am Schluss des Buches nicht präzisiert.

In diesem Zusammenhang steht auch ein weiteres Problem: Die Struktur des Buches setzt in jedem Jubiläumsjahr die Kritiker den Organisatoren gegenüber. Dies zeichnet ein differenziertes rezeptionsgeschichtliches Bild und lässt die Intentionen, die hinter den drei Anlässen standen, klar hervortreten. Leider diskutiert Winter die Kluft, die er zwischen den Promotoren und den Kritikern ausmacht, nicht in Bezug auf die Zivilreligion, was doch aufgrund der These auf der Hand liegen würde. Er stellt die Kritik an den Organisatoren und dem Anlass wohl aufwendig dar, wertet sie dann aber lediglich als marginal ab, was einer differenzierten Auseinandersetzung, wie sie eigentlich erwartet wird, hinderlich ist. Die Synthese des Buches thematisiert denn auch, ein weiterer Beleg für die hier vorgebrachte Kritik, kaum die Zivilreligion, sondern die Frage von Kontinuität und Wandel der Pestalozzi-Festkultur.

Auch diese Thematik der Pestalozzifeiern von 1896, 1927 und 1946 findet sich bereits mehrfach in Artikeln, die Winter in den letzten Jahren veröffentlicht hat. Trotzdem ist das Buch von Bedeutung, weil es detailliert aufzeigt, wie die Jubiläen organisiert wurden, wie sie verliefen und wer mit welchen Intentionen dahinter stand.

Weitere Verdienste der Arbeit liegen in der Aufarbeitung des umfangreichen Quellenmaterials, das im wissenschaftlichen Apparat übersichtlich aufgeführt ist, und in der Berücksichtigung der neuen historischen Forschung. Hier liegen eindeutig die Stärken des Buches, das eine ausgezeichnete Antwort auf die historische Hauptfragestellung gibt, jedoch in der systematischen Bearbeitung nicht ganz zu überzeugen vermag.

1 Osterwalder, F.: Pestalozzi – ein pädagogischer Kult. Pestalozzis Wirkungsgeschichte in der Herausbildung der modernen Pädagogik. Weinheim: Belz 1996, S. 418.
2 vgl. z.B. Winter, D.: Ein Fest für Pestalozzi – Ein Fest der Nation. Anmerkungen zu den Schweizer Pestalozzi-Feiern 1896 und 1927. In: Oelkers, J./Osterwalder, F. (Hrsg.): Pestalozzi – Umfeld und Rezeption. Studien zur Historisierung einer Legende. Weinheim: Belz 1995, S. 272-292.
3 Winter, D.: 12. Januar 1996: Jubiläums-Gedanken aus historischer Sicht. In: Neue Pestalozzi-Blätter 1/96, S. 8-11.

Winter, Daniel: Ein Fest für Pestalozzi, ein Fest der Nation oder: die Inszenierung des Pädagogischen: Schweizer Pestalozzifeiern zwischen Zivilreligion, Nationalpädagogik und Identitätsstiftung. Bern: Lang 1998.

Loïc Chalmel: La petite école dans l'école. Origine piétiste-morave de l'école maternelle française

■ Fritz Osterwalder

Die Bedeutung der Theologie für die Herausbildung der modernen pädagogischen Diskurse eingeschlossen der pädagogischen Systematik wird in der deutschsprachigen Forschung seit einiger Zeit immer mehr hervorgehoben. Die Pädagogik, wie sie sich im 19. Jahrhundert zu etablieren vermochte, schliesst weitgehend gerade nicht an die aufklärerische, empiristische, überprüfbar offene Argumentation an, sondern geht vom autoritativen Bekenntnis zum Guten, das sich jeglicher Argumentation entzieht, aus.

Diese Problematik steht im Zentrum der Dissertation an der Université de Rouen (Frankreich) von Loïc Chalmel über die Erziehungsreformen von Johann-Friedrich Oberlin (1740-1826) in Waldersbach (Ban de la Roche) im elsässischen Steinthal. Oberlin ist für diese Thematik ein besonders interessanter Gegenstand, da er an der Schnittstelle der französisch- und deutschsprachigen Kultur wirkt. Als protestantischer Pastor orientiert er sich theologisch vor allem an der deutschsprachigen Theologie, während er politisch für die Eingliederung des Elsass in Frankreich eintritt, sich für die Durchsetzung der französischen Sprache einsetzt

und vor allem in die französische Schuldiskussion nach 1789 hineinzuwirken versucht.

Die These von Chalmel (S. 2) ist denn auch vor allem auf die französische institutionelle Problematik ausgerichtet. Die "école maternelle", eine Vorschulstufe, die im deutschsprachigen Raum kaum bekannt ist, steht bis heute im Spannungsfeld zwischen der laizistischen Tradition, öffentliche Institutionen auf weltliche, überprüf- und revidierbare Inhalte zu beschränken und dem ehemals kirchlichen Anspruch, sich der Seele der Kinder zu bemächtigen. Chalmels Argumentation läuft darauf hinaus, die Tradition dieser Institution gehe konzeptionell nicht allein auf den pädagogischen Laizismus, wie er sich in Frankreich nach 1870 durchsetzte, zurück, sondern sei die genuine Erfindung Oberlins aus dem Geist des Pietismus. Mit seinen Strickstuben (poêle à tricoter) im Steinthal hätte er eine institutionelle Form gefunden, in der die Kleinkinder sowohl der Weltlichkeit (gesellschaftliche Arbeit und Kenntnisse der Gegenstände) wie auch der religiösen Spiritualität durch die Stricklehrerin vertraut würden (S. 189).

Diese genuine institutionelle Entwicklung Oberlins wird auf die lange Tradition des Pietismus, insbesonders die Richtung von Herrnhut und Niklaus Ludwig von Zinzendorf, zurückgeführt, und folgt auch in ihrer Wirkung über Pestalozzi bis zur englischen, deutschen und französischen Vorschulerziehung dieser Herrnhuter Linie, in lückenloser Folge von Jan Hus bis zur deutschen Fröbelianierin und Kindergartenpropagandistin Marenholtz-Bülow, dem Sozialisten und Grosskooperativegründers Robert Owen und der französischen Begründerin der "école maternelle", Pauline Kergomard, die die Institution und ihre Begründung in der Laizität aufgehen liess, bis zur institutionell-politischen Auseinandersetzung über die Vorschulerziehung im ausgehenden 19. Jahrhundert. Die Kontinuität der theologischen Konzeption bleibt dabei eine Konstante, die sich – so Chalmel – in verschiedenen Ländern unterschiedlichen durchsetzt.

Chalmel begründet die hervorgehobene Schlüsselstellung Oberlins und der Herrnhuter dafür im Wesentlichen mit der Korrespondenz, die der Steinthaler Pastor ab 1804 mit der Leitung der Brüdergemeine führte – die Strickstuben entstanden aber bereits 1771 nach dem Muster einer Strickerin in der Umgebung, die die Kinder schon 1769 ins Gewerbe einführte (S. 138f.). Erst fast dreissig Jahre später, auf die Nachfrage der Leitung der Brüdergemeine an den neugewonnenen Pfarrer nach einem gerechten Leben – Wiedergeburtserlebnis und Gemeindegründung, die Gemeinde in der Gemeinde – will er in diesen Strickstuben die "ecclesiola in ecclesia" gegründet haben, die er dann aber ebenso in einer "société" – offensichtlich eine der ins Kraut schiessenden ländlichen Lesegesellschaften – ansiedelt, die er 1780 zu gründen versuchte (S. 115 und 116).

Chalmel nimmt diese Selbstrechtfertigung Oberlins für die eigentliche Geschichte der Strickstuben, um seine These einer linearen, bruchlosen Kontinuität des Herrnhuter Pietismus von Jan Hus über Comenius, Spener, Francke, Zinzendorf und Oberlin und dessen Auswirkung in der Vorschulerziehungsinstitution im 19. Jahrhundert aufrechterhalten zu können.

Dies weist auch auf vier unübersehbare Schwächen der Arbeit hin, die ihre Anlage und Argumentation über weite Strecken fragwürdig machen.

An erster Stelle sei darauf hingewiesen, dass die Geschichte der Institution der Vorschulerziehung vollständig gleich oder mindestens parallel gesetzt wird mit deren Begründung, wie sie Oberlin in der Zeit entwickelt, in der er mit den Herrnhutern in Beziehung steht. Chalmel weist aber auch darauf hin, dass Oberlin in seinen Berichten an die Convention Nationale seine Institution ganz in das Konzept der aufklärerischen Schulneuordnung einfügt (S. 162). Dies trifft genau so auch für die meisten seiner Äusserungen aus der ersten Reformzeit der Schulen im Steinthal zu. Dies zeigt ohne Zweifel, dass die Reform, die Oberlin durchführt, die institutionelle Neuerung weder so genuin noch so ausschliesslich pietistischer Imprimatur ist, wie Chalmel annimmt. Sie reiht sich in verschiedene ähnliche Schulreformversuche, die unter ganz verschiedenen diskursiven Imprimaturen, in ganz anderer Beziehung mit dem Pietismus und in andern Kontexten stehen, durchgeführt wurden und ebenso die Kinder im "âge tendre", das heute als Vorschulalter bezeichnet wird, erfassen. Der entstehende Ökonomismus, die Kameralistik, der Philanthropismus, der Josefinismus, die wie es im 18. Jahrhundert naheliegend ist, alle den Anschluss an die Theologie wahren, beschäftigten sich mit ähnlichen Versuchen. Erst aus dem Blickwinkel eines etablierten Schulsystems des 19. Jahrhunderts allerdings können diese Konzepte und Versuche als Vorstufe der Vorschulerziehung bezeichnet werden (Kindermann, Rochow, Basedow).

Alle diese Experimente und Traditionen müssen im Rahmen von langen historischen Entwicklungen gesehen werden und können nicht absolute Novität beanspruchen, wie Fischer in seinem Aufsatz 'Die Krise der Arbeitsschulbewegung' von 1924 überzeugend zeigte. Die Institution im Steinthal steht also nicht so ausschliesslich in der Tradition, die Oberlin im Kontakt mit den Herrnhutern entwickelte.

Dies weist auf einen zweiten Mangel von Chalmels Darlegungen. Die deutsche und protestantische Aufklärung ist keineswegs so scharf abgegrenzt von der Theologie wie die Pariser "lumières". Was in der deutschen Forschung heute Volksaufklärung genannt wird, ist weitgehend theologisch begründet, übernimmt auch pietistische Argumentationen, ohne dabei allerdings pietistisch zu sein oder zu werden – wie es Oberlin nachher wurde. Ein gutes Beispiel dafür ist Oberlins Vorgänger und älterer Berater im Steinthal, Johann Georg Stuber, der das Schulreformwerk einleitete, und der nach Chalmel die pietistische institutionelle Kontinuität beweisen soll, "un piétiste sincère" (S. 107), der den Konzepten Speners folgt (S. 93). Doch scheint diese Zugehörigkeit mehr als fraglich, Stuber warnt seinen Nachfolger vor dem Kontakt mit der Brüdergemeine (S. 110), und Oberlin selbst hält in seinen Briefen an jene später explizit fest, dass er nicht zur pietisti-

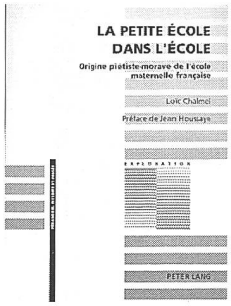
schen Gemeinde gehörte – "er kannte die Wiedergeburt nicht" (S. 80). Auch hier ist entscheidend, zwischen der institutionellen Zugehörigkeit und der diskursiven Ausstrahlung der pietistischen Theologie im nicht-orthodoxen Milieu klar zu unterscheiden. Erst der Neupietismus des 19. Jahrhundert, dem sich Oberlin dann verschreibt, gerät in eine radikale Opposition zur Aufklärung, wie sie Chalmel schon für das 18. Jahrhundert annimmt. Apokalyptische Fundamentaldichotomien, wie sie die Herrnhuter und die Erweckungsbewegung des beginnenden 19. Jahrhunderts bevorzugten, eignen sich wenig zur historischen Beschreibung der Kontinuität einer Institution und von Konzepten. Vielmehr lassen sie die historisch interessanten Spannungsfelder einfach verschwinden und machen Geschichte zum teleologischen Mechanismus.

Der dritte Mangel der Arbeit Chalmels erklärt diese Schwäche. Die ältere Pietismusforschung war stark durch die Gegnerschaft der universitären Theologie zu ihrem Gegenstand geprägt, was dem historischen Pietismus vor allem die als Kritik gedachte Charakterisierung einbrachte, theologielos und nur auf praktische Religionsausübung bedacht zu sein. Die sehr reichhaltige und fruchtbare neuere Pietismusforschung hat schon längst mit solchen Vorstellungen aufgeräumt und zeigt, wie der historische Pietismus im 17. Jahrhundert auch theologisch fruchtbar war, im 18. Jahrhundert in seiner institutionellen und organisierten Form zerbrach, aber gleichzeitig argumentativ diffundierte und sich dann im 19. Jahrhundert in Frontstellung mit der Orthodoxie gegen den Liberalismus neu strukturierte. Oberlins Pädagogik auf diesem theologischen Hintergrund zu verstehen und ihr in ihrem Wandel zu folgen, wäre ausserordentlich erhellend für die Geschichte der Pädagogikdoktrin. Doch Chalmel nimmt von der Pietismusforschung überhaupt keine Kenntnis, weder von der älteren noch von der neuesten, und begnügt sich stattdessen mit einer schlichten, bruchlosen Ahnenreihe von Jan Hus über Comenius und Spener bis zu Zinzendorf und Oberlin. Weder der süddeutsche Pietismus des 18. Jahrhunderts, der sehr stark in das Elsass hinein wirkte, noch der Zellersche Pietismus der Basler Christentumsgesellschaft und die Erweckungsbewegung des beginnenden 19. Jahrhunderts werden irgendwie erwähnt oder Forschungsergebnisse dazu beigezogen.

Dieser mangelnde Anschluss an Forschungen in andern Domänen bezieht sich allerdings nicht allein auf das sicher schwierige Feld der Theologie- und Kirchengeschichte. Wenn in der Absicht, direkte Kontinuitäten herzustellen und statt argumentative Muster zu untersuchen, jeder Pfarrer, der im Konflikt steht mit der in einer hysterischen Abwehrbewegung stehenden Amtskirche, einfach zum Pietisten und erst noch in der Tradition der Brüdergemeine erklärt wird, so kann das als pädagogikgeschichtliche Vereinfachung verstanden werden. Wenn aber Pestalozzis Kontakt mit dem Pietismus auf den Neffen des Herrnhuter Zinzendorf, Karl Johann Christian von Zinzendorf, zurückgeführt wird, dann stellt sich doch die Frage nach der Basis der Arbeit. Ein Blick in Peter Stadlers Pestalozzi-Biographie von 1988 hätte Chalmel darüber aufgeklärt, dass die Familie von Pestalozzis Frau die Brüdergemeinde in Zürich einführte, ein Blick in ein anständiges Konversationslexikon hätte Aufschluss darüber gegeben, dass Karl Johann Christian von Zinzendorf, Finanzminister von Kaiser Joseph II., katholischer Konfession war und dementsprechend sicher nicht pietistische Konzepte verbreitete. Die Kontinuitätsthese wäre besser gestützt mit aufgearbeiteten theologie- und pädagogikgeschichtlichen Daten, die allerdings auch Brüche und Diskontinuitäten zeigen, als mit mehr als spekulativen Ahnenreihen.

Abschliessend sei aber auf ein Problem verwiesen, das sich, ausgehend von dieser Arbeit, regelrecht zu diskutieren aufdrängt und wozu Chalmel mit seiner Kontinuitätsthese sehr wertvolle Grundlagen liefert. Es ist unzweifelbar richtig, dass Pestalozzis Pädagogik wesentlich nach dem Muster der pietistischen Theologie konzipiert ist. Wie Oberlin seine pädagogischen Institutionen plötzlich mit der "ecclesiola" gleichsetzte, so konnten die Pestalozzianer auch von Yverdon als einer "kleinen Gemeinde" sprechen. Deswegen aber Pestalozzi "une foi piétiste militante" zuzusprechen (S. 184), ist historisch und theologisch unzulässig. Denn offensichtlich ist in der pietistischen Theologie die Erlösung und Vollendung des Menschen nicht das Werk einer Methode oder einer Institution, sondern eines göttlichen Erlösers. Für keinen ernsthaften Pietisten kommt Errettung aus Erziehung, sondern einzig aus dem Opfer Christi. Offensichtlich gehört Pestalozzi zu jenen vielen, die ganz im Gegensatz zum Pastor Oberlin, mit der pietistischen Imprimatur nicht deren Theologie übernahmen, sondern diese wenig beachteten oder sie sogar ganz fallen liessen, wie jene, die Chalmel zitiert, die das Konzept der Vorschulerziehung gänzlich in den Laizismus überführten.

Indem aber die Pädagogikdoktrin im 19. Jahrhundert, mit Pestalozzi und ohne Oberlin die pietistische Imprimatur der Seelenerrettung und des Kampfes gegen das Böse in der Welt übernommen hat, ohne selbst deren Theologie weiterzuführen, steht sie vor dem unlösbaren Problem, Erlösung und Absolutheit auf gesellschaftliche Institutionen und eingeschränkte Massnahmen zurückführen zu müssen, die alle Teil dieser bösen Welt sein müssten.



Loïc Chalmel: La petite école dans l'école. Origine piétiste-morave de l'école maternelle française. Exploration, Pédagogie: Histoire et Pensée. Bern (Lang) 1996, 353 S.